

(Nachdruck verboten.)

15]

„Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.

Von Karl Fischer.

Offiziere aus der Garnison, die mit und ohne Burschen auf Sommerurlaub fuhren, durchreisende Sommerfrischler mit den Kudsäcken auf dem Rücken und andere Reisende füllten den kleinen Bahnhof, als Volter und Weiner dort ankamen. Für beide hatte sich Gelegenheit gefunden, auf eine Stunde Sonnabendabend abzukommen. Weiner sträubte sich erst, mitzugehen. Die erste Freude des Wiedersehens wollte er nicht stören. Aber Volter bestand darauf und versicherte, daß es seiner Braut und ihm gewiß angenehm wäre. Nur warteten beide stumm nebeneinander in der Wartehalle auf die Ankunft des Zuges, mit dem sie kommen sollte. In Volters Augen, die fortwährend auf den Perron gerichtet waren, glänzte die Vorfreude des Wiedersehens. Weiner sah dem Bahnhofsverkehr teilnahmslos zu. Plötzlich stieß er Volter an. Sergeant Schneider von der ersten Kompagnie im Urlaubsanzug ging vorüber. Volter und Weiner nahmen schnell militärische Haltung an. Geringschätzig flüchtig winkte ihnen der Sergeant ab.

„Das ist mir der unangenehmste Mensch von meiner Kompagnie,“ bemerkte Volter, als Sergeant Schneider verschwunden war.

„Hat er Dir schon etwas getan?“ fragte Weiner.

„Das nicht. Doch scheint er es auf mich abgesehen zu haben aus persönlicher Abneigung. Er weiß, daß ich nicht zu den Dummen der Kompagnie gehöre. Bei allem, was er tut, fürchtet er meine geheime Kritik, die er hinter meinen Rücken wittert. Ich bin ihm im Wege. Er sieht sich auch vor, daß er sich mir gegenüber nicht eine Blöße gibt. Aus seinen stechenden Augen sprechen deutlich seine Gedanken.“

„Nimm Dich nur vor ihm in acht. Voriges Jahr, wie ich mich erinnere, hat er einen unschuldigen Dummen auf Festung gebracht. Das ganze Regiment kennt ihn. Der Kerl ist aus schlechten Trieben zusammengesetzt. Dabei von einer raffinierten militärischen Schlaueit. Sieh Dich nur vor.“

„Ach, ich habe vor ihm keine Furcht,“ murmelte Volter vor sich hin und ließ sinnend den Kopf sinken. In seiner Erwartung dachte er gleich nicht mehr an den Sergeanten. Seine Gedanken waren wieder bei seiner Braut.

Mit stärker werdendem Rollen fauste der Zug in den Bahnhof. Wie elektrifiziert richtete sich Volter tiefatmend beim ersten Geräusch des Nahens der Lokomotive auf und lief eiligst auf den Ankunftsperron. Langsam folgte ihm Weiner. Klopfenden Herzens und mit vor Erwartung dunkelrotem Gesicht musterte Volter mit leuchtenden Augen die geöffneten Coupétüren. Ohne an die Anwesenheit Weiners zu denken, stürzte er auf ein Coupé zu, aus dem seine Braut in einfachem Reisekleid eben anstieg.

Weiner empfand in diesem Augenblicke ein wehmütiges Gefühl des Verlassenseins. Wie er seinen Freund mit seiner Braut sah, schoß eine Träne zwischen seinen Augenlidern hervor, die ihm, als er sich abwandte, langsam über die eingefallene Wange rieselte. Plötzlich zuckte er zusammen, nahm militärische Haltung an. Seinem Blick begegnete das Gesicht des Sergeanten Schneider, der ihm mit höhnischen Augen abwinkte. Mit finsterner Miene sah ihm Weiner nach. Herablassend im Vorübergehen dankte Sergeant Schneider Volter, der bei seinem Erscheinen, unangenehm berührt, neben seiner Braut vor ihm Front machte. Weiner bemerkte noch flüchtig den stechenden Blick, mit dem der Sergeant seines Freundes Braut maß, ehe er sein Coupé bestieg.

„Mein bester Freund,“ stellte Volter Weiner seiner Braut vor. „Meine Braut.“

Indem Weiner die dargebotene Hand ergriff, sagte er: „Seien Sie hier herzlich willkommen und lassen Sie ein solches unliebsames Intermezzo Ihrer Freude nur keinen Abbruch tun!“

„Sie meinen die Begrüßung des Unteroffiziers, der eben vorbei ging? Auf dergleichen bin ich vorbereitet. Er schien Sie zu kennen. Auf mich hat er nicht gerade einen sympathischen Eindruck gemacht.“

„Du hast recht, liebe Grete. Es gibt aber noch eine ganze Anzahl ähnlicher Unteroffiziere, die einem auch unsympathisch vorkommen. Daß aber gerade dieser in der schönsten Freude des Wiedersehens uns vor den Augen erscheinen mußte!“

„Denke doch nicht an diesen Menschen, lieber Volter.“

„Ich muß! Immer, wo ich ihn am wenigsten vermute, da ist er. Na, Du hast ihn gesehen, liebe Grete. Das wäre so ungefähr der einzige meiner Kompagnie, vor dem ich Grund hätte, ängstlich zu sein. Erschrick nur nicht, Liebste. So schlimm wird's schon nicht kommen. Na, hören wir damit auf. Also, liebe Grete, Dein Zimmer ist zum Empfang bereit. Die Wirtin kocht eben Kaffee für uns. Bis halb zehn können wir Dir noch Gesellschaft leisten.“

Schwer lastete die Hitze des Hochsommertags auf der kleinen Garnisonstadt. Der Enturlaub hatte viele Soldaten auf einige Tage vom Dienst befreit. Die vorschriftsmäßigen Übungen in den Kompagnien, den Bataillonen, den Regimentern und der Brigade hatten ihr Ende erreicht. Auf allen Gebieten der militärischen Ausbildung war eine Stodung eingetreten. Alles war in Aufregung, in Erwartung des Manövers. In den Kompagnien wurden nach und nach die Manöverröcke verpaßt, das Zelzzeug jedem einzelnen verabsolgt und neue Stiefel anprobiert. Allsonntäglich war Appell mit einem Stück nach dem anderen vor dem Hauptmann und an Wochentagen vor den Unteroffizieren.

Der ältere Jahrgang fing langsam an, sich mit dem jüngeren zu vertragen. Alles in Anbetracht des Manövers, das in einigen Tagen bevorstand. Die Rekruten hatten sich nun vollständig an das Soldatenleben gewöhnt. Ihre Unbeholfenheit während der Anfangszeit hatte militärischer Routine Platz gemacht. Noch einige Wochen, dann waren sie ja die „alten Knochen“! Dann konnten sie den neuen „Sammels“ Vorschriften machen. In den Unteroffizieren war eine gemäßigtere Disziplin als in der Winterszeit den Gemeinen gegenüber wahrzunehmen. Besonders den Alten gegenüber.

Sonntags am Viertisch im Wirtshaus wurden von den Alten den Rekruten halblaut die Erlebnisse erzählt, die sie im vorigen Manöver mit den Unteroffizieren durchgemacht haben wollten. Vom Sergeant Schneider erzählte man sich, daß man ihm im Wirtshaus die Tornisterriemen durchgeschnitten hatte. Dann sollte er und noch ein Unteroffizier von der achten Kompagnie während des Standquartiers von Bauernburschen geprügelt worden sein. Die ganze erste Kompagnie wußte bereits, daß Sergeant Schneider das Manöver nicht mitmachen werde, nur aus Angst, es könnte ihm diesmal ähnliches passieren.

So gemütlich, wie die Verhältnisse es gestatteten, saß Volter in Gesellschaft seines Freundes Weiner bei seiner Braut. Es war der erste Sonntag, den Grete Wender in der neuen Wohnung der fremden Stadt verlebte. Auf's behaglichste war alles in dem kleinen Zimmer hergerichtet. Ein kleinbürgerliches Wohnstübchen mit altmodischen Polstermöbeln und vergilbten alten Kupferstichen, die wohlgeordnet die Wände schmückten.

Die Vermieterin, ein bejahrtes, gutmütiges Frauchen, wußte vor lauter Zuborkommenheit gar nicht, was sie alles tun sollte. Ihr einziger Sohn hatte auch dienen müssen. Durch ihn hatte sie die gemeinen Soldaten bemitleiden und den ganzen Militarismus hassen gelernt. Ganz glücklich war sie, als sie vernahm, daß das hübsche Fräulein, für das der kleine Soldat das Zimmer mietete, seine Braut sei und niemand weiter habe als ihren Bräutigam. Es schien ihr bewundernswürdig, daß die Braut eines Soldaten Stellung in der Stadt genommen hatte, in der er dienen mußte. Sie mußten sich sehr lieb haben, dachte sie sich. Und wie selbstverständlich das alles bei ihnen war. Eigentlich gar nicht wie bei Liebesleuten. Beide imponierten ihr gewaltig.

Eiskfertig bedeckte sie den Tisch und trug Kaffee auf für ihre Mieterin und ihre Gäste. Für ihre eigenen Gäste hätte sie kaum mit größerer Sorgfalt sorgen können als für diese. Auf einem großen Teller hatte sie einen riesigen Berg Kuchen aufgeschichtet.

Mit zufriedenerm Nächeln streifte ihr Blick noch einmal über das Gedeck.

„Wenn Sie noch Was nötig haben, rufen Sie nur.“ Und allen freundlich zurendend verließ sie das Zimmer.

„So, jetzt können wir zulangen. Bitte schön, Herr Weiner.“ Mit diesen Worten schenkte Volters Braut allen Kaffee ein.

„Milch und Zucker nehmen Sie sich bitte selbst.“

„Wenn mans immer in seiner freien Zeit so haben kann, wird das Militärleben noch eher zu ertragen sein,“ bemerkte Weiner. „Du hast wirklich Grund, Dich zu freuen, lieber Volter.“

„Weiß ich! Ich weiß aber noch mehr! Ich weiß, daß ich das bravste Mädchen meine Braut nennen kann. Soll ich mich nicht glücklich schätzen, wenn ich sehe, daß sie mir bis hierher gefolgt ist?“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Tortur und ihre Abschaffung.

3)

Von Riels Müller.

Insbefondere die Kirche brachte in ihren Ketzerprozessen die Folter sehr fleißig in Anwendung. Im Jahre 881 wurde die Bestimmung des römischen Rechts über die Folter auch in die kirchlichen Strafsachen eingeführt. Das weltliche Recht hatte die Majestätsverbrechen der Tortur unterworfen, die Kirche bestimmte nun, daß auch die Keger zu foltern seien, weil die Ketzerei ebenfalls ein Majestätsverbrechen sei, ein Verbrechen gegen die göttliche Majestät nämlich. Aus der heidnischen Zeit hatte man den Satz, daß die Götter selbst die Kränkungen rächen könnten, die ihnen von den Menschen zugefügt würden; dieser Satz aber gefiel den eifrigen Dienern der Kirche nicht. Es war in mehr als einer Beziehung vorteilhaft, die Ketzerei zu einem Majestätsverbrechen zu machen. Einmal konnte man die Folter dann sowohl gegen freie Männer als gegen Sklaven in Anwendung bringen, und zum anderen war es üblich, den Majestätsverbrechen ihr Vermögen abzuverleihen — die Kirche aber hatte bereits damals einen guten Wagen. Immerhin waren die kirchlichen Bestimmungen über die Anwendung der Folter im Anfang noch milde. Auf einer Kirchensammlung in Rom vom Jahre 884 wurden Angriffe gegen die Tortur laut. Und zunächst mochten sich die geistlichen Gerichte nicht selbst mit den Meinungen befassen. Dafür bestimmte freilich 1252 der Papst Innocens IV, daß die Keger von den weltlichen Gerichten gefoltert werden sollten. Nach der Meinung des Papstes waren sie nämlich als Mörder und Diebe anzusehen; sie mordeten die Seele und stahlen die heiligen Sacramente. Im eigentlichen Kirchenrecht fanden sich zunächst noch einige barmherzige Milderungen. Es heißt hier, daß die Verhängung der Folter zwar keine Sünde sei, daß aber nichtsdestoweniger der Geistliche sie nicht eigenhändig anwenden dürfe, auch solle man in allen Strafen Liebe beweisen und vor allen Dingen kein Geständnis durch die Folter erpressen. Aber selbst diese bescheidene Anwendung von Barmherzigkeit wurde späterhin vergessen. Im besonderen, als in der Inquisition ein besonderes Kegergericht gegründet worden war, brauchte die Kirche die Folter so rücksichtslos und grausam, wie es kein weltlicher Richterstuhl je getan hatte. Die geschriebenen Regeln suchten immer noch einiges Maß zu halten, obwohl sie an sich bereits entseelig waren. In Spanien bestimmte 1484 der berühmte Inquisitor Torquemada, daß ein Angeklagter nur gefoltert werden dürfe, wenn ein halber Beweis gegen ihn bereits geführt sei, und daß das erzwungene Geständnis später freiwillig wiederholt werden sollte. Aber freilich: wenn er es nicht freiwillig wiederholen wollte, wurde er wieder auf die Folterbank gelegt. Einer der Nachfolger Torquemadas setzte dann so ziemlich alle festen Regeln fort. Er überließ es völlig dem Richter, wann und wie sie den Angeklagten foltern wollten. Er gab ihnen ganz freie Hand und sie brauchten die neue Erlaubnis in einer Weise, die noch heute die zivilisierte Welt mit Entsetzen erfüllt. Man kann sich von ihren Greueln eine Vorstellung machen, wenn man hört, daß selbst der unmenfchliche König Philipp II. von Spanien zu bremsen versuchte; er bestimmte, daß die Tortur nur durch einen Befehl des Staatsrats verhängt werden dürfe. Die Richter piffen indessen auf diese Verordnung. Wie sie durch haarsträubende Auslegungskünste die bestehenden Vorschriften umgingen, mag an einem Beispiel erläutert werden. Nach den Vorschriften Torquemadas durfte die Tortur nicht wiederholt werden, es sei denn, daß der Gefolterte sein Geständnis zurückgenommen hatte. Die Inquisitionsrichter aber setzten sich über dieses Verbot einfach hinweg. Wenn sie an dem einen Tag den Gefangenen gequält hatten, quälten sie ihn am nächsten ruhig weiter. Es sei das keine Wiederholung der Tortur, sagten sie, es sei lediglich eine Fortsetzung.

Mit dem römischen Recht verbreitete sich die Tortur über ganz Europa. Es waren nur wenige Länder, in denen das Gesetz die Folter nicht kannte — so England, Arragonien und Schweden. Die Folter war nach und nach ein ehrwürdiger Brauch geworden, an dem kein Mensch mehr Anstöß nahm. An verschiedenen Stellen suchte man wohl den Brauch an bestimmte Vorschriften und Regeln zu binden, und die Rechtsgelehrten bemühten sich, der Willkür

der Richter zu steuern. Man übernahm aus dem kirchlichen Recht die Bestimmung, daß der Angeklagte nur so und so oft gefoltert werden dürfe, und daß er sein Geständnis ohne Zwang zu wiederholen habe. Aber was nützte diese Mittel, wenn er sich durch Widerruf aufs neue der Folter aussetzte? Und überdies waren selbst diese Regeln leichter aufgestellt, als in der Praxis durchgeführt. Die Richter waren nun einmal an die Willkür gewohnt und setzten sich über die Vorschriften hinweg oder legten sie so aus, daß sie schließlich doch in bezug auf die Folter vollständig freie Hand besaßen. Und sie ließen ihre Folterwerkzeuge nicht verrotten! Es sei denn, daß neue und raffiniertere erfunden wurden, so daß die alten in die Kumpelkammer wandern konnten. Man sollte fast meinen, daß die Menschen am leichtesten auf das Böse verfallen, so wie Unkraut und giftige Pilze am schnellsten wachsen. Wie man sich heute bemüht, vernichtende Kriegswerkzeuge zu erfinden, so peinigte man damals sein Gehirn, um die Folterqualen immer mehr zu verhärfen und zu vervielfachen. Sie waren am besten, wenn sie den Gefangenen sowohl körperlich wie geistig ruinierten. Man verbrauchte sie durch Feuer und suchte sie durch Wasser zu ersticken, man zerquetschte ihre Finger und ihre Füße durch Schrauben, man zertrümmerte die Gliedmaßen aus den Gelenken und riß ihnen die Haare vom Kopf. Man schaudert, wenn man an die Foltermaschinen denkt, die damals gemacht wurden. Am weitesten brachte es in diesem Punkt die spanische Inquisition. Unter den Werkzeugen, mit denen sie die Keger quälte, befand sich beispielsweise ein großes Rengel, das unten mit einer scharfen Messerschneide versehen war. Man ließ es über dem Angeklagten hin und herdringen, der so fest angehängt war, daß er sich nicht zu rühren vermochte. Im Anfang schwang es weit über ihm, dann ließ man es aber langsam herabsinken, so daß das schwere Gewicht mit dem scharfen Messer ihm immer näher kam, bis ihm zuletzt die Klinge ins Fleisch schnitt. Und um die Wirkung zu vermehren, ließ man die Folterung bereits morgens um 2 Uhr (also nach ungenügendem Schlaf) und in einem Zimmer stattfinden, das allein durch seine Ausstattung den Angeklagten entsetzen mußte. Im Jahre 1778 waren z. B. in der Folterkammer Münchens nach dem Bericht eines Augenzeugen die Stühle und Tische mit schwarzem Tuch bedeckt, an der Wand aber hingen blutbeirrige Folterwerkzeuge und ein paar Kreuzigte. Während der Tortur wurden die Lichter angezündet und die Fenster geschlossen, damit man die Schreie des Unglücklichen draußen nicht hören sollte. Schließlich aber drangen sie durch, trotzdem die Fenster geschlossen waren.

Dem 18. Jahrhundert gebührt die Ehre, auf diesem wie auf manchem anderen Gebiete Wandel geschaffen zu haben. Man hat in unseren Tagen jener Zeit manches nachgeredet. Man hat gesagt, daß ihre leitenden Männer nur nach allgemeinen Ideen handelten, für das historische Recht aber keinen Blick besaßen, daß sie nur zerstörend und kritisch gewesen seien und einen so großen Geist wie Voltaire, der vielleicht mehr als irgend ein anderer die Welt zivilisiert hat, hat man als einen frostigen Spötter abgefertigt. Alle die schlechtesten Dinge, denen damals die Maske abgerissen wurde — Aberglauben und Heuchelei und Grausamkeit — sind leider nicht aus der Welt verschwunden, sondern leben in dem Nachkommen weiter. Die Leute, die heute den humanen Geist des 18. Jahrhunderts lästern, sind die Kindeslinder derselben Menschen, gegen die damals die Reformatoren kämpften. Freilich war die Tendenz jener Zeit eine zerstörende, es besteht aber kein Grund, diesem Wort den Klang des Vorwurfs zu geben. Man meint, daß sie lieber etwas Neues hätten bauen sollen. Damit das aber überhaupt geschehen konnte, mußte zunächst das eingewurzelte Schlechte zerstört und vernichtet werden. Das 18. Jahrhundert hat Ketten zerbrochen, die das menschliche Geschlecht drückten. Was sollten sie anders tun? Sollten sie die Ketten zerreißen, um dafür die Zwangsjacke einzuführen? Nein, wenn die hemmenden Fesseln gefallen waren, war das Ziel erreicht. Die Freiheit hat ihr Ziel und ihren Sinn in sich selber. Wenn wir einen Irrtum entdeckt haben, sagt ein berühmter Schriftsteller, müssen wir ihn auch entfernen; wir müssen es tun, auch wenn wir zunächst nichts Besseres an die Stelle zu setzen haben. Eine Lüge muß in der Geburt erstickt werden, wir dürfen nicht warten, bis ein gesunderes Kind zur Welt gekommen ist. Der Bauer reißt das Unkraut aus, auch wenn er nicht gerade einen Saß Weizen auf dem Rücken trägt.

Es ist richtig, daß im 18. Jahrhundert der historische Sinn nicht scharf entwickelt war. Man erkennt es in der Ansicht, die damals über die Entstehung der Staaten allgemein gältig war. Man nahm an, daß die Staaten durch einen Gesellschaftsvertrag entstanden seien, indem die Menschen aus Gründen des Friedens auf einen Teil ihrer Rechte zugunsten der allgemeinen Ordnung verzichtet hätten. Ein solcher Vertrag ist niemals abgeschlossen worden. Die Lehre wurde indessen auch keineswegs verkündet, um die Vorgänge der Vergangenheit klarzustellen, sondern um die Zukunft der Menschheit zu prägen. Es lag ihren Anhängern nichts daran, für die graue Vorzeit Recht zu haben, sie wollten ihrer eigenen Zeit nach besten Kräften dienen. Der Gesellschaftsvertrag ist eine Standarte, eine Formel, durch die sie ihre eigene Zeit kritisierten, und den historischen Inhalt verschaffte er sich auf diese Weise selber. Hinter dem Worte „Gesellschaftsvertrag“ liegt eine Revolutionierung des menschlichen Empfindens, liegt eine völlig veränderte Betrachtungsweise. Nach der früheren Lehre war die Familie das Grundelement des Staates, und das

Familiengefühl durchdrang alle Verhältnisse. Das Volk stand den Machthabern gegenüber wie das Kind den Eltern, es war zum Gehorjam verpflichtet, selbst wenn die Machthaber sich vergingen. Die Macht des Königs, des Adels, der Geislichkeit hatte einen patriarchalischen Anstrich; sie waren die Eltern, die nur vor Gott verantwortlich waren. Freilich ist es eine Pflicht der Eltern, die Kinder auch zu lieben. Die Liebe ist indessen ein sehr feines und flüchtiges Ding, praktisch äußerte sie sich am ehesten in der Beobachtung des biblischen Gebotes: Wer seinen Sohn lieb hat, züchtigt ihn.

Nach der Lehre vom Gesellschaftsvertrag wurde der Staat nicht mehr im Sinne einer großen Familie aufgefaßt. Er wurde nun als Vereinigung vieler einzelnen Personen betrachtet, und diese Personen standen einander als Partner in einem Vertrauensverhältnis gegenüber, alle mit den gleichen Rechten ausgerüstet. Man blidte zu der Obrigkeit nicht mehr wie zu einem gestrengen Vater hinauf, alle waren gleichberechtigte freie Männer; der Obrigkeit war ihre Macht vom Volk übertragen, und sie hatte über ihren Gebrauch Rechenschaft abzulegen. Wenn sie mit ihrer Macht Mißbrauch trieb, sah man darin keine vorausbestimmte höhere Heimückung, sondern eine Kränkung seines Rechts. Damit gelangte man bald zu der Schlußfolgerung, daß eine Obrigkeit ihrer Macht zu berauben sei, wenn sie den rechten Gebrauch nicht davon zu machen wisse.

(Fortsetzung folgt.)

Pearys frühere Nordpol-Expeditionen.*)

Seit 1891 bildet Nordgrönland das Forschungsgebiet des Nordamerikaners N. E. Peary, der dieses mit unermüdlicher Ausdauer auf neun Expeditionen durchkreuzte. Ihm verdankt man — eine bedeutende geographische Leistung, die unter unsäglichen Schwierigkeiten errungen werden mußte — die Entdeckung Nordgrönlands und damit die nördliche Begrenzung des Inneneises, sowie den sicheren Nachweis der Inselnatur Grönlands, das bei 83 Grad 39 Minuten nördlicher Breite endet und durch einen Archipel noch ein Stück gegen den Pol hin fortgesetzt wird. Endlich ist Peary auf der amerikanischen Seite des Polargebietes bis 87 Grad 6 Minuten vorgedrungen, hatte also unter allen Polarforschern die höchste nördliche Breite erreicht. War ihm auch auf den früheren Reisen trotz aller Bemühungen die Gewinnung seines eigentlichen Fieles, des Poles und damit der Hauptzweck seiner mit bewundernswerter Fähigkeit und körperlicher Leistungsfähigkeit durchgeführten Unternehmungen nicht gelungen, so sind doch diese Reisen für die Wissenschaft nicht nutzlos gewesen. Denn an ihnen und an den notwendigen Verproviantierungsfahrten nahmen zahlreiche amerikanische Gelehrte teil, die sich unterwegs auskennen ließen und bis zu ihrer Wiederabholung an verschiedenen Stellen des Smithsundes geographische und naturwissenschaftliche Einzeluntersuchungen anstellten. Auf seiner ersten Reise gelangte Peary ungehindert bis in die Melvillebai, wo das Eis die Weiterfahrt so hemmte, daß man zur Bewältigung von 160 Kilometer drei Wochen brauchte und entgegen dem ursprünglichen Plan schon in der McCormickbucht auf Frühhoeland überwintern mußte. Im Frühling 1892 trat Peary seine große Schrittenfahrt an. Begleitet von dem Norweger E. Astrup und drei anderen Gefährten kreuzte er den Humboldtgefäß und die Speisungsbeden mehrerer anderer gewaltiger Eisströme und folgte dann der allmählich nach Ost und Südost umbiegenden Küste bis zu einer tief einschneidenden Bucht, die er, weil er sie am 4. Juli, dem Tag der Unabhängigkeitserklärung, erreichte, Independence-Bai nannte. Auf dieser Reise konnte das Aufhören des im Rückgang begriffenen Inlandeises festgestellt werden. Auf dem schneefreien Boden gab es Blumen, Moosauswüchse und Insekten in Fülle. Dann wanderte Peary auf einem südlicheren Wege über das 1200 bis 2500 Meter hohe Inneneis zu seinem Ausgangspunkt zurück, von wo ihn das mittlere eingetroffene Expeditionsschiff in die Heimat brachte. Leider fand kurz vor der Abfahrt der Meteorolog der Expedition den Tod, indem er wahrscheinlich in eine Gletscherspalte stürzte. Im übrigen war die Reise, auf der im ganzen 2400 Kilometer zu Schritten zurückgelegt wurden, in jeder Beziehung zufriedenstellend verlaufen, und Pearys Leistungen verdienen um so größere Anerkennung, als er gleich zu Anfang das Unglück hatte, das rechte Bein dicht hinter

dem Knie zu brechen. Doch nahm die Heilung einen unerwartet raschen und guten Verlauf.

Der günstige Ausgang seines ersten Unternehmens veranlaßte Peary 1893 sofort zu einer neuen Forschungsreise nach Nordgrönland und der sich nördlich davon ausbreitenden Inselsturz. Diesmal aber mußte er sich der arktischen Natur beugen, denn die Expedition scheiterte wegen der mangelnden Ausrüstung, der klimatischen Unbilden und der Erkrankung der meisten Mitglieder fast vollständig. Es scheint auch, daß die so mancher amerikanischen Expedition verhängnisvoll gewordene Uneinigkeit der Teilnehmer einen Teil der Schuld an dem Mißlingen trug. Wiederum begleitet von seiner mutigen Frau, die ihm im Winterquartier der Bombobinbai eine Tochter gebar, trat Peary seine zweite Reise an. Nach der Ueberwinterung brach er mit 8 Leuten, 12 Schlitten und 92 Hunden zur Independence-Bai auf, wurde aber durch furchtbare Schneestürme und grimmige Kälte zur Umkehr genötigt, nachdem er kaum ein Viertel des 1892 so leicht bezwungenen Weges zurückgelegt hatte. Da es auch unmöglich war, die auf dem Inlandeis errichteten Lebensmittel- und Feuerungsmaterialdepots unter den überlagernden Schneemassen wieder aufzufinden, so mußten die Schlittensfahrer, nachdem sie 66 Hunde durch Frost und Hunger verloren hatten, mit Zurücklassung mehrerer Schlitten nach dreimonatlicher Abwesenheit ins Standquartier zurückkehren. Das wichtigste Ergebnis und ein wirklich wissenschaftlicher Gewinn war die vierwöchige Schlittensfahrt E. Astrup nach der wegen ihrer gewaltigen Eismassen sehr schwer zugänglichen und deshalb wenig bekannten Nordküste der Melvillebai. Auf dieser Strecke mündet das Inlandeis in einer fast ununterbrochenen Reihe von Gletschern aus, so daß auf die 210 Kilometer lange Uferlinie nicht weniger als 150 Kilometer Gletscherzungen entfallen.

Während die meisten Mitglieder der Expedition nach Hause zurückzuführen, entschloß sich Peary mit nur zwei Genossen zu einer zweiten Ueberwinterung und zu einem erneuten Vorstoß nach Osten. Wohl glückte es ihm diesmal (1895), unter großen Entbehrungen die Independence-Bai zu erreichen; aber die Verhältnisse waren wiederum so ungünstig, daß sie die genauere Erforschung der Ostküste vereitelten. Nach 25-tägigem mühseligen Rückmarsch kamen die drei kühnen Reisenden völlig entkräftet in Bombobinbai wieder an. Von 49 Hunden brachten sie nur einen, von ihren Schlitten gar keinen zurück. Trotz ungläublicher Anstrengungen hatte Peary bei seinem zweijährigen Aufenthalt nicht viel erreicht und traf mit unbefriedigenden Ergebnissen in den Vereinigten Staaten wieder ein.

Die beiden nächsten Expeditionen hatten den Hauptzweck, einen 800 Zentner schweren Meteorstein, von dem schon John Ross berichtet, vom Kap York heimzubringen. Da die Schrauben des Hebelwerkes brachen, nachdem der riesige Meteorit bereits bis ans Ufer geschafft worden war, so erfolgte der Abtransport erst auf der zweiten Reise, die zugleich zur Vorbereitung für einen neuen, auf fünf Jahre berechneten Vorstoß zum Pol dienen sollte.

Im Juli 1898 verließ Peary auf dem Jacksonschen Expeditionsdampfer „Windward“, den der englische Marine der Polarforschung, Harnsworth, zur Verfügung gestellt hatte, die Heimat, mußte aber schon an der Ostküste von Grinnell-Land Halt machen. Nahe am Lande froz das Schiff ein und verbrachte einen sturmstillen, schneearmen Winter, worauf Peary mit seinen Eskimos und seinem schon auf mehreren Expeditionen bewährten schwarzen Diener Matt Henson ausgebreitete Schlittenreisen durch Grinnell- und Grantland bis in Greehls altes Standquartier unternahm. Auf dieser Reise widerfuhr ihm ein schweres Mißgeschick. Während eines furchtbaren Schneesturmes verlor er den Weg, irrte zwei Tage lang umher und erstarb sich dabei die Füße, so daß ihm sieben Zehen abgenommen werden mußten. Aber trotzdem der unerschütterliche Mann kaum gehen konnte, gab er seine Absichten keineswegs auf, überwinterte zum zweiten Male am Foulkefjord, Hayes' altem Winterlager, und wagte dann, ziemlich wieder hergestellt, mit Matt Henson und fünf Eskimos eine neue Schlittenreise. Auf günstiger Fahrt folgte er dem nördlichen Verlauf der grönländischen Westküste, und als sie bei 83 Grad 30 Minuten plötzlich und entschieden nach Südost in der Richtung auf die Independence-Bai umbog, war es nicht mehr zweifelhaft, daß er die Nordspitze der gewaltigen Insel erreicht hatte. Doch schlug er zunächst den Weg zum Pol ein und gelangte bis 83 Grad 50 Minuten, also noch ein Stück über Lockwoods Punkt hinaus, bis das vielfach gebrochene Padeis und zahlreiche offene Wasserstreifen das Weitervordringen unmöglich machten. Nunmehr hielt sich Peary längs der Nordküste Grönlands bis in Sicht der Independence-Bai, wanderte wiederum längs der Nordküste nach Grantland zurück und schlug in Fort Conger das Winterquartier auf.

Neue Vorstöße zum Pol blieben 1901 ergebnislos und brachten ihn nur 10 Tagereisen über Fort Conger hinaus, weil sich Menschen und Tiere den Anstrengungen nicht gewachsen zeigten. Da Peary aber noch eine letzte Fahrt zum Pol versuchen wollte, so brach er im Frühjahr 1902 zum Kap Hella, der Nordspitze von Grantland, auf, um von hier mit Mat' Henson, vier Eskimos und sechs Schlitten den Vorstoß zu wagen. Nach sechs Marschtagen über tief verschneelte, hoch aufgetürmte Eisfelder traf man auf offenes Wasser und in Bewegung befindliches Eis. Je weiter die unerschrockenen Männer mit Aufbietung aller Kräfte vordrangen, um so kleiner, aber um so höher wurden die Eismassen und um

*) Nun, da es dem kühnen Nordamerikaner N. E. Peary nach vielen Mühen gelungen ist, den Nordpol zu erreichen, wird es besonders interessant sein, aus berufener Feder eine Darstellung der früheren Versuche des Forschers zu erhalten und auch einen Ueberblick über die Kämpfe aller anderen bedeutenden Nordpolforscher um das heißumworbene Ziel zu gewinnen; dies bietet das in zweiter Auflage erschienene 38. Bändchen der Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen „Aus Natur und Geisteswelt“: „Die Polarforschung“, Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, von R. Hassert (Preis geb. 1 M., geb. 1,25 M., Verlag von W. G. Teubner in Leipzig und Berlin), dem die obigen Ausführungen entnommen sind.

gaßreicher und breiter die Kanäle. Als schließlich unter 84 Grad 17 Minuten die Gunde nicht mehr zu gebrauchen waren, mußte der Weitermarsch aufgegeben werden. Durch die offenen Wasserflächen war man von der Nordrichtung so beträchtlich nach Westen abgelenkt worden, daß der Umkehrpunkt, von dem aus nirgends Land zu erblicken war, nordwestlich vom Kap Hella lag. Der Rückzug gestaltete sich durch die Zunahme offener Stellen und durch häufige Nebel noch anstrengender und gefährlicher als der Vormarsch. Am 29. April 1902 war Kap Hella wieder erreicht. Am 8. August kam die „Windward“ am Smithfund an und verließ ihn noch an demselben Tage mit der ganzen Expedition.

Obwohl sich Peary vier Jahre hindurch vergebens bemüht hatte, den Pol zu erreichen, entmutigte ihn diese Enttäuschung so wenig, daß er im Sommer 1906 auf dem eigens für seine Zwecke erbauten Dampfer „Roosbeelt“ eine neue Expedition antrat. Bei günstigen Eisverhältnissen gelangte das mit besonders starken Maschinen ausgestattete Schiff ungehindert bis zur Nordküste Grönlands, wo das Winterquartier aufgeschlagen wurde. Nachdem mehrere Hilfszüge zur Errichtung von Proviandniederlagen vorausgeschickt waren, begann Peary selbst im Februar 1906, wiederum mit Matt Henson, die Schlittenreise zum Pol. Sehr bald wurde er jedoch durch offenes Wasser und eine starke Ostströmung aufgehalten und zu zeitraubenden Umwegen gezwungen. Ein Sprung, der das Eis unabhängig weit nach Osten und Westen durchsetzte, konnte nach sechstägigem, unfreiwilligem Warten nur dadurch gezwungen werden, daß man sich über eine Gruppe von Junges wagte, die unter dem Gewicht der Ueberschreitenden hin- und herschwankte. Wenige Tage später brach ein schwerer Sturm aus, der Peary und seine Begleiter 70 englische Meilen weit nach Osten trieb. Hierbei wurde die Breite von 87 Grad 8 Minuten gewonnen und damit Kapitän Cagni um 33 Minuten geschlagen.

Nunmehr war es aber höchste Zeit zur Umkehr, da der sechsstägige Sturm durch die Zertrümmerung des Eises die Nahrungsmitteldepots vernichtet und die Verbindung mit den Hilfskolonnen abgeschnitten hatte, so daß es unmöglich war, die noch fehlenden 322 Kilometer bis zum Pol zurückzulegen. Ständig nach Osten weiter treibend, kam man in ununterbrochenem Ringen gegen offenes Wasser und gegen den vom Winde aufgewirbelten scharfen Schnee, der die Reisenden wie mit Nadeln stach, endlich in Nordgrönland an. Acht Hunde waren bereits verzehrt worden, und die kleine Schar befand sich in bedrängter Lage, als einige Woschusochsen willkommene Nahrung lieferten. Die beiden Unterstüßungsabteilungen hatte der Sturm ebenfalls nach Nordgrönland verschlagen. Eine von ihnen wurde bloß durch das rechtzeitige Eintreffen Pearys gerettet. Die Leute waren vom Hunger schon so mitgenommen, daß sie nur noch wie Skelette in ihren Kleidern steckten. Längs der Küste ging es nunmehr zum Schiff zurück, das erst nach 118tägiger Abwesenheit wieder betreten wurde.

Nach einer Woche Erholung unternahm Peary eine Schlittenfahrt längs des Nordrandes von Grönland nach Westen, wobei anweit des 100. Längengrades neues Land, ein Teil des amerikanischen Polar-Archipels, gesichtet wurde. Darauf fuhren die Reisenden auf demselben Wege zum „Roosbeelt“ zurück, der unter unaufhörlichen Kämpfen mit Eis und widrigen Winden die Heimfahrt antrat.

Kleines feuilleton.

Literarisches.

Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane. Unter diesem Titel hat der bekannte Verlag von S. Fischer, Berlin, seit Oktober vorigen Jahres ein Unternehmen eröffnet, dem jedenfalls ein großer Erfolg beschieden sein wird. Jeden Monat erscheint ein Band in gutem, klarem Druck und tadelloser Aufmachung, der broschiert 80 Pf., geschmackvoll gebunden eine Mark kostet. Bis jetzt sind zwölf Romane erster Autoren des In- und Auslandes erschienen. „Udeleria“ von Altmeister Theodor Fontane eröffnet den Reigen. Mit gesundem Realismus, nüchtern, zuweilen mit einem kleinen Stich ins Spießbürgerliche rollt Fontane das Mißgeschick einer ungleichen Ehe auf. — Auf Berliner Boden und rundum spielt auch Gabriele Reuteras „Iselotte von Redding“. Er führt aus landadeligen Familien in das reichshauptstädtische Selteneisen hinein. Ein Graf und ehemaliger Offizier steht im Mittelpunkt der figurenreichen lebensvollen Handlung als Religionserneuerer. Man könnte an Egidy und an die selig verdrachte „Freie Gemeinschaft“ in Friedrichshagen denken. Dies feltierische Schreiben ist mit Humor geschildert. Das Ende vom Lied ist doch schließlich, daß der Religionsstifter heiratet, mit anderen Weibern sehr bedenklich flirtet, von einer Kirche entführt wird, das Religionsstiftchen auch in Amerika versucht und reumütig zurückkehrt. Versöhnt scheiden die Eheleute von einander, d. h. er geht wieder „über'n großen Teich“ zurück. In diesem Roman, wie in „Beate und Marcile“ des Deutsch-Dänländers E. v. Keffelerling treten übrigens zwei Frauen auf, die den „Drettern“, die die Welt“ bedeuten, angehört oder noch angehört. Die Uebereinstimmung beider Autoren in der Ansicht von der Niederlichkeit und Leichtfertigkeit der Theaterdamen könnte den Anschein erwecken, als ob der Einzelfall zur typischen Allgemeinheit erhoben werden sollte. Keffelerling zumal kann doch nicht verleugnen, daß er in einer

gräßlichen Haut steckt. Die Geburtsaristokratie — er schildert sie übrigens mit Kennerblick — hat ihren eigenen Moralkodex, ihre Standeslehre und Gepflogenheiten, kurz, vor allem, was bürgerlich ist, ihr Besonderes voraus.

Ohne philosophische Theorien und Stillfierung scheint Jakob Schaffner in „Der Erbhöferin“ nicht auskommen zu können. Der Autor ist wohl ein Schweizer und so gibt er einen heimatlischen Bauernroman. Der Bauer hat aus dem Ledigenstand mit einer Dirn einen Jungen. Davon wußte natürlich die reiche „Erbhöferin“ nichts, als sie ihn heiratete. Nach einiger Zeit sucht das Mädel auf dem Erhof einen Dienstplatz. Hierbei erkennt sie in dem Bauern den Vater ihres Jungen. Es kommt zu einer Bekennungs Szene. Die Bäuerin erträgt das Vorgefallene, nimmt die Magd mit samt dem Knaben auf, ist aber von Stunde an mit ihrem Manne seelisch fertig. Da sie auch einen Jungen hat, so wachsen die beiden Halbbrüder heran, gehen beide aufs Gymnasium, von da zur Universtät. Der künftige Erbe des Erhofes wird Offizier, sein Stiefbruder schlägt die Gelehrtenlaufbahn ein. Wegen eines Mädchens — Gutsbesitzerstochter — geraten sie in Konflikt. Einer fordert den anderen zum Duell, in dem der Offizier erschossen wird. Schaffner greift also zu einem vulgären Mittel, um Konflikte zu lösen. Ob das „modern“ ist? Dann die Erbhöferin: wie ist die stilisiert! Das Weib spricht tief sinnig gelehrt wie ein Buch. Wollte Schaffner einen harten weiblichen Bauerntypus skizzieren, so hätte er nur ein bißchen fleißiger bei Ludwig Anzengruber studieren müssen, an dessen „Ledige Hofbäuerin“ übrigens dieser Roman stark erinnert. Sonst hat er gute Qualitäten, die auf ein Talent hinweisen, das sich gewiß zur Selbständigkeit erheben wird. Die nordländischen Schriftsteller sind doch ganz andere Kerle. Da ist „Eine Ehe“ von Jonas Lie. Das Werk erscheint neu in Deutschland. Es wird die Lesergemeinde des Verstorbenen zweifellos vergrößern. Hermann Bang, der auch den liebesroman mit einer enthusiastisch geschriebenen Einleitung versehen hat, steuert sein Erstlingswerk bei, womit er seinen Fuß in der dänischen Heimat begründet hat. „Hoffnungslose Geschlechter“ könnte man fast ein episches Seitenstück zu Ibsens „Gespenster“ nennen. Das Problem der Vererbung wird hier aufgerollt und meisterhaft durchgeführt. An poetischem Stimmungsgehalt wird er indes weit übertroffen durch „Thora“ von Gustaf Geijerstam. Das ist ein Prachtwerk dichterkinstlerischer Gestaltung.

Nach habe aus der ersten Jahresserie nur einige Romane herausgegriffen, um an ihnen die stoffliche Reichhaltigkeit und künstlerische Vielheit zu bezeichnen, die für die Zusammenstellung dieser wohl eingigearteten Romanbibliothek entscheidend ist. Nur Charlotte Knocle's Entwicklungs geschichte der Lehrerin Maria Baumann, die aus einer tapferen Mitstreiterin im sozialen Kampfe zur Abtrümmigen wird durch die Liebe zu einem Fabrikanten-Herrenmenschen und schließlich durch Selbstmord die inneren Konflikte löst, scheint nicht in diesen Rahmen zu passen. Stofflich weist sie arge Mißgriffe auf und auch künstlerisch ist dieser verkehrte Roman keineswegs auf der Höhe. Wenn das Unternehmen im selben Geiste fortgeschreitet, so wird es jedenfalls Werke vereinigen, denen hoher literarischer Wert zukommt.

Meteorologisches.

Der brave kalte Sommer. Es gibt manche allgemeine unwiderlegliche Erfahrungen, die in vollem Widerspruch zu den Grundregeln der Natur zu stehen scheinen. Niemand wird doch an der Richtigkeit des alten und oft in dichterischer Sprache ausgeschmückten Satzes zweifeln, daß die Sonne mit ihrem Licht und ihrer Wärme das belebende und erhaltende Prinzip der Erde sei. Nun ist es aber eine durch Beobachtung in vielen Ländern gesicherte Tatsache, daß während des diesjährigen kalten Sommers die Ärzte und Totengräber erheblich weniger zu tun bekommen haben, als in Sommern mit normalen Wärmeverhältnissen. Die mittlere Temperatur der Luft ist in der Hälfte der Tage der drei Sommermonate erheblich niedriger gewesen als die langjährige Durchschnittswärme dieser Jahreszeit, und seit fast fünfzig Jahren ist überhaupt etwas Ähnliches kaum beobachtet worden. Es ist nun wohl kaum anders möglich, als diesen außergewöhnlichen Umstand mit der auffallend geringen Sterblichkeit des diesjährigen Sommers in Zusammenhang zu bringen. Für diese Verhältnisse, die in ganz Mitteleuropa zu beobachten gewesen sind, bringt der „Lancet“ jetzt grundlegende Angaben, die sich auf England beziehen. Dort hat in 76 der größten Städte während der drei Sommermonate die Sterblichkeit noch nicht einmal 12 auf je 1000 Einwohner betragen, die niedrigste Ziffer, die überhaupt bisher jemals zur Verzeichnung gelangt ist. Man sollte nun meinen, daß dies günstige Ergebnis vorzugsweise einer Verringerung der Säuglingssterblichkeit zuzuschreiben wäre, die im Sommer durch das Eintreten von gefährlichem Durchfall zu steigen pflegt. Das ist aber gar nicht einmal überall der Fall. Wenigstens in England sind gerade die Sterblichkeitsziffern für die mehr oder ganz erwachsenen Lebensalter auffällig gesunken. Jede Verminderung der Sterblichkeitsziffer gibt zu neuen Hoffnungen Anlaß, daß die Medizin und Gesundheitspflege noch immer weiter zur Verminderung der Sterblichkeit und zur Erhöhung des Lebensalters beitragen werde. Mag auch der soviel verlässerte Sommer 1909 besonders lebenserhaltend gewesen sein, so hat doch die menschliche Wissenschaft ein großes Verdienst daran, daß so niedrige Sterblichkeitsziffern überhaupt möglich waren.